



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 18. August 2024, 08.40 Uhr

Von Angesicht zu Angesicht  
Spiegel des Lebens und der Seele  
Von Irene Dänzer-Vanotti

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Neulich im Aufzug zur Stadtbibliothek im zweiten Stockwerk: Ein vielleicht 19jähriger junger Mann und ich steigen im selben Moment ein. Auf der linken Seite ist die Kabinenwand ein Spiegel. Wir schauen beide sofort unser eigenes Abbild an und beginnen, ebenfalls im selben Moment, uns zu verschönern, vermeintlich zumindest. Ich zupfe meinen Pony zurecht, rücke an der Brille, der junge Mann dreht eine schwarze Locke über der Stirn in eine neue Form.

Keiner von uns ist so ganz zufrieden mit dem Aussehen, das uns als Spiegelbild gegenübertritt. Und dennoch: als der Lift anhält, steige ich aus, er auch, und wie jeder Mensch präsentieren wir der Welt unser Gesicht, ob wir mit unserer Erscheinung in dem Moment zufrieden sind oder nicht. Wird es beachtet? Nimmt irgendjemand mich wahr, erkennt gar die kleine Verschönerung, die ich unter dem Eindruck des Spiegelbildes vorgenommen habe? Wohl kaum.

Übrigens: Ich fand die Frisur meines zwei Stockwerke weit Mitreisenden sehr passend. Er hat sich vermutlich über mein Haar in der Stirne keine Gedanken gemacht. Wahrscheinlich ist es bemitleidenswert, welche Selbstkritik der Blick in den Spiegel bei den meisten Menschen auslöst.

Das eigene Bild im Spiegel.

Das eigene Gesicht erscheint nun einmal in der Verfassung jedes Augenblicks. Das Antlitz. Vermutlich hält es jeder Mensch für den charakteristischsten Teil des Körpers, für den sichtbaren Ausdruck der Identität. Und dennoch behält es stets Geheimnisse. Denn: kein Mensch sieht ungeplant jemals einfach so das eigene Gesicht in dem Moment, in dem sie oder er agiert. Es bedarf schon einer Reflexion oder technischer Hilfsmittel. Wir können uns nicht beobachten, während wir überraschend lachen, ausgelassen sind, plötzlich schreien, weinen, können nicht sehen, wie die Miene wirkt, wenn Schmerz sie verzerrt oder eine Meditation sie entspannt. Und: sogar das Spiegelbild täuscht. Es zeigt sich uns selbst seitenverkehrt.

Das ist die unauflösliche Doppeldeutigkeit des Gesichts: jeder Mensch zeigt es der Welt, und sieht es selbst nur in Ausnahmefällen in Aktion. Auch wenn es in jüngster Zeit eine Ausnahme gibt, um die es gleich gehen wird.

Es ist einer der – vielen – Gründe, warum niemand die Frage „Wer bin ich eigentlich?“ letztlich ganz beantworten kann. Wir sehen uns vielleicht bis auf wenige Augenblicke am Tag nicht selbst. Wir können nur die unsichtbare Innenwelt unserer Persönlichkeit bedenken und nach Antworten auf die Frage nach der Identität absuchen. Äußere und innere Erscheinung mögen sich annähern, ganz übereinstimmend sind sie nicht. Es geht auch beim Gesicht um die sichtbaren und die unsichtbaren Dinge des Lebens. Dabei kommt es wie so häufig auf das Auge des Betrachters an. Denn in dem Moment, in dem das Gegenüber in den Blick genommen wird, endet die Fixierung auf das eigene Ich.

Es ist augenscheinlich, dass eine Selbstbezogenheit erst dann endet, wenn wir das Gesicht des anderen suchen, das Gegenüber in den Blick nehmen und im Auge behal-

ten. Erst so entsteht eine Beziehung, eine wechselseitige Blickbeziehung, die im Laufe der Zeit vielleicht sogar das eigene Selbstbild verändert. So manche neue Lebensperspektive wäre womöglich völlig unentdeckt geblieben, hätte man auf eine Situation nur mit den zwei eigenen Augen geschaut. Vier Augen sehen mehr als zwei. Wichtig ist dabei natürlich, die Welt im übertragenen Sinn nicht nur durch die Augen eines anderen zu sehen.

Natürlich haben Menschen der heutigen Zeit einen Eindruck davon, wie sie aussehen. Es gibt Fotos, Selfies. Sie bilden den Gesichtsausdruck ab, wie er im Bruchteil der Sekunde war, in der eine Freundin, ein Geliebter, eine professionelle Fotografin oder man selbst auf den Auslöser drückte.

Es gibt Videos, von manchen Menschen sogar gemalte Portraits. Aber darauf sieht man sich erst wenn die Aktion schon vorbei ist. Beim Selfie liegen zwischen der Aufnahme und dem Betrachten meist nur Sekunden, bei digitalen Bildern von anderen vielleicht Minuten. Früher, bei analogen Fotos, waren es Tage oder Wochen, beim gemalten Portrait dauert es noch viel länger. Zeitnahe Fotos provozieren oft die gleiche Selbstkritik wie der Blick in den Spiegel. Frisur schief, Lächeln zu starr, die Wangen zu dick. Das Blättern im Album – ob analog oder digital – stimmt einen dagegen milder. Die gesammelten Abbildungen vergangener Lebenszeit wecken Freude. Da man dabei unweigerlich jünger aussieht als in der Gegenwart, betrachtet man sich vielleicht freundlicher. Mir, der Autorin dieses Textes, geht es jedenfalls so. Damals im Italien-Urlaub, damals nach der Ausbildung, damals am ersten Schultag. Ich sah doch ganz gut aus, in jenem eingefrorenen Moment.

Auf Filmen und Videos kann man sich zwar selbst in Aktion sehen, aber auch die ist bereits beendet. Das Lied ist gesungen, die Hochzeitstorte, die das Paar da gerade anschneidet, verzehrt.

Ja, es gibt in jüngster Zeit eine Ausnahme: die Video-Konferenz, das Video-Gespräch, das einen unmittelbar in Bewegung und beim Sprechen erfasst. Man sieht sich selbst zwar nur zwei-dimensional, eingesperrt in eine Kachel auf dem Computerbildschirm, aber immerhin ist es eine neue Erfahrung. Dabei geht es einerseits darum, sich selbst zuzusehen und andererseits wahrzunehmen, wie ich mir begegne: Selbstzufrieden oder selbstkritisch? Schreckt der Gedanke, dass andere Menschen mich immer so sehen – oder schmeichelt er eher? Beurteile ich meinen eigenen Auftritt freundlicher als den der anderen Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmer? Oder werte ich mich im Vergleich ab?

Wer bin ich eigentlich? Der Blick auf das Abbild im Video-Gespräch fügt den vielen Antworten auf diese Frage neue Aspekte hinzu. Das ist besonders interessant, wenn man sich klar macht, dass Menschen sich Jahrtausendlang fast nie selbst gesehen haben.

Fotos sind Errungenschaften von etwa 200 Jahren, private Filme bieten seit allenfalls 80 Jahren die Chance – oder auch die peinliche Notwendigkeit – sich zu beobachten.

Spiegel gibt es natürlich schon länger. Vor etwa 3000 Jahren haben Ägypterinnen und Ägypter in poliertem Metall ihr Gesicht zu erkennen versucht. Im Rom der Antike wurde vor mehr als 2000 Jahren Glas, mit Metall hinterlegt, zur spiegelnden Fläche. Zuvor aber – und das ist immer noch die bisher längste Zeit der Menschheitsgeschichte – haben Menschen allenfalls in stillen Seen oder Pfützen, vielleicht in mit Wasser gefüllten Schalen ihr eigenes Gesicht erkennen können.

Einer hat sich dann beim Anblick des eigenen Antlitzes in sich selbst verliebt. Narziss, die Gestalt der griechischen Sage. Ovid erzählt das, der römische Dichter, der um die Zeitenwende lebte. Vermutlich kannte er Spiegel bereits und die Erfahrung die eigenen Augen, Nase und Mund zu sehen.

Für einen Menschen aber, der Jahrtausende zuvor gelebt hatte, muss der Anblick merkwürdig gewesen sein, überraschend, vielleicht schockierend. Vermutlich sah sich Narziss im Wasser einer Quelle zum ersten Mal. Der Gedanke, war für ihn neu: Das also ist mein Gesicht, das jeder andere Mensch meines Lebens schon gesehen hat, nur ich nicht.

Derart überwältigend ist heute für niemanden mehr das eigene Abbild. Irgendwann im ersten Lebensjahr versteht ein Kind, dass das Wesen im Badezimmerspiegel auf dem Arm der Mutter es selbst ist. Zuvor nimmt ein Junge oder Mädchen sich im Kontakt mit Mutter und Vater wahr. Außer der Wärme der Berührung ist die Wahrnehmung von Gesicht zu Gesicht der erste Eindruck im Leben, etwa wenn die Mutter stillt oder das Baby füttert.

Daraus entsteht ein Wechselspiel aus Blicken, Lächeln, neuen Blicken, neuem Lächeln. Indem das Kind so angesehen wird und selbst schaut, entwickelt es Selbstwert und Bindung, sagen Psychologen. Im Blick der Mutter, später auch in anerkennender Begegnung mit anderen Menschen, findet ein Kind die Bestätigung für seine eigene Existenz.

Das Gesicht: jeder Mensch hat es sowohl für sich selbst auch für andere. In der Beziehung zwischen Mutter und Baby hat diese wechselseitige Beziehung ihren Anfang und gleichzeitig eine Vollendung.

Das griechische Wort für Gesicht drückt das schon aus: Es heißt „prosopon“ und bezeichnet das, was man selbst dem Anblick des Gegenübers entgegenbringt. Darauf macht der Philosoph Peter Sloterdijk aufmerksam.

Der Gedanke, dass das Gesicht, genauer natürlich die Augen im Gesicht, sehen und ihrerseits gesehen werden, steckt auch in der deutschen Wortbedeutung von „Gesicht.“ Wir sichten etwas und werden ge-sichtet.

Manche Menschen sehen ihr Gesicht allerdings nie, auch nicht die ihrer Kinder, ihrer Eltern, ihrer Partnerinnen und Partner. Menschen, die von Geburt an blind sind. Eine befreundete Kollegin, die noch nie sehen konnte, sagt, sie fände es zwar schade, dass

sie keine Vorstellung davon hat, wie die Menschen ihres Lebens aussehen, aber nicht dramatisch. Sie nehme sie über deren Stimmen wahr. Und ihr eigenes Gesicht spüre sie ja, zum Beispiel wenn sie es wäscht.

Seltsam findet sie aber, dass sie keine Vorstellung davon hat, wie sie altert. Wie sich ihre Augenwinkel, die Wangen oder die Stirn wandeln. Wenn sie einen Eindruck von den Veränderungen im Laufe der Jahre bekommen will, muss sie andere fragen, ihren Mann, Freundinnen, Freunde. Jede Antwort auf diese Frage wird unterschiedlich sein. Alle werden ihr Gesicht anders beschreiben, ein neues Portrait mit Worten zeichnen. Dass das subjektiv gefärbt ist, dass die Beziehung zwischen beiden den Blick lenkt, wird auch den Künstlerinnen und Künstlern unterstellt, die sich lange mit einem Gesicht beschäftigen: Portraitmalern.

Das gemalte Portrait. Es war im europäischen Kulturraum etwa 400 Jahre lang, grob gesagt von 1500 bis 1900 das einzige Abbild, das Menschen von sich machen lassen konnten, wenn auch meist nur wohlhabende oder solche, die in der Öffentlichkeit tätig waren. Von 1900 an hat die Fotografie in weiten Kreisen das gemalte Portrait abgelöst.

Das hat dann wiederum Malerinnen und Malern eine größere Freiheit gegeben. Im 20. Jahrhundert konzentrierte sich das gemalte Bild weniger auf die Ähnlichkeit, sondern mehr auf den Ausdruck. Portraitkünstler wollen mit ihren Bildern das Wesen des portraitierten Menschen darstellen. In Picassos Portraits – nur als Beispiel – sind die realen Gesichtszüge kaum mehr zu erkennen.

Das gemalte Bild erzählt von einer Begegnung zwischen Malerin oder Maler und dem Menschen, dessen Gesicht und Körper, sie erfasst haben.

Norbert Mauritius zum Beispiel. Er ist ein Maler in Düsseldorf, der immer wieder Menschen portraitiert. *Er lerne ein Gesicht*, sagt er und beschreibt so den langen Prozess der Annäherung. Zunächst will er wissen, warum ein Mann oder eine Frau sich überhaupt portraituren lassen möchten. Suchen sie eine Erinnerung daran, wie sie in einer bestimmten Lebensphase ausgesehen haben? Möchten sie das Bild selbst anschauen oder verschenken – Kindern, Enkeln, Partnerin oder Partner? Oder ist es dazu bestimmt, repräsentativ in einer Firma oder an einem öffentlichen Ort gezeigt werden?

Norbert Mauritius erzählt, er betrachte einen Menschen so lange, bis er eine Idee von ihm oder ihr habe, eine Vorstellung von seinem Wesen. Eine nicht in Worte zu fassende Ahnung davon, was sie ausmachen könnte. Dann kombiniert er die äußeren Informationen mit seiner Vorstellung vom Wesen der Person. Wie sieht die Nase aus, wie ist der Haaransatz, wie unterschiedlich sind die Gesichtshälften? Für Norbert Mauritius prägen die Augen das Bild, aus ihnen spräche der Charakter.

Eine andere Portraitmalerin, Andrea Mohr, auch aus Düsseldorf, dagegen, sieht in der Partie von Wangen und Mund das unverwechselbare eines Gesichts. Das ist dessen beweglichster Teil. Daran arbeite am längsten.

Für beide Künstler kommt nach der Arbeit der aufregende Moment: Die Person, die Modell gesessen hat, sieht das fertige Bild. Wieder steht die Frage im Raum: Wer bin ich eigentlich? Bin ich so, wie der Maler mich sieht? Gibt es ein gültiges Bild von mir selbst?

Norbert Mauritius beobachtet, dass seine Kunden fast immer ein Bild aus der kleinen Serie ihrer Portraits aussuchen, das ihm nicht besonders treffend erscheint. Sie haben offenbar eine Scheu, sich selbst so zu sehen, wie andere sie wahrnehmen.

Und natürlich wissen sie, dass es kein letztgültiges Bild von ihnen gibt, nicht als Gemälde, nicht als Foto. Hätte eine andere Malerin das Bild gemacht, sähe es anders aus. Anderer Stil, andere Farben, anderer Ausschnitt. Würde es trotzdem den gleichen Geist vermitteln? Eine Essenz des eigenen Wesens – aus der Zeit, in der das Bild entstand? Wahrscheinlich gibt es keine richtige Antwort auf diese Frage.

Eine besondere Spielart des Portraits ist das Selbstportrait. Viele Malerinnen und Maler haben auf diese Weise ihr Gesicht erkundet, besonders intensiv – und für uns Betrachter besonders schön – Rembrandt im 17. Jahrhundert. Es heißt in der Kunstgeschichte, er wollte damit die Möglichkeiten seiner Licht-Dunkel-Effekte vorführen. Das scheint ein allzu kühler wissenschaftlicher Befund. Rembrandt muss sich selbst malend gesucht haben. Er beginnt als junger Mann, der manchmal Grimassen schneidet, manchmal frisch, neugierig in die Welt blickt. Und er endet – kurz vor seinem Tod im Jahr 1669 – als Greis, obwohl er erst 64 Jahre alt war. Zwei Bilder gibt es sogar aus der letzten Lebensphase: auf einem schaut er gelassen die BetrachterInnen an – und beim Malen sich selbst im Spiegel – auf einem anderen stellt er sich als alten Mann mit heiterem, von Falten überzogenem Gesicht dar, mitten im Schaffensprozess.

Menschen haben den Ausdruck ihres Gesichts nicht für sich selbst, sondern für andere. Für einen Maler wie Rembrandt gilt das besonders. Er stellt sein Gesicht, seinen Alterungsprozess Betrachterinnen und Betrachtern zu Verfügung. Sie können sich darin spiegeln, vielleicht die eigenen Wünsche erkennen. Vielleicht möchte man selbst so werden, ein heiterer alter Mensch. Aber stimmt es? Ist Rembrandt nach den Höhen und Tiefen eines Künstlerlebens mit einem großen Werk, mit Ruhm, Reichtum, aber auch Armut und Trauer ein Mensch geworden, der Erfüllung gefunden hat? Das lächelnde Greisengesicht lässt sich so deuten – aber nicht mit letzter Sicherheit.

In einen noch weiteren Deutungsraum hat der Maler Albrecht Dürer sein Selbstportrait aus dem Jahr 1500 gestellt. Es gilt als eines der ersten weltlichen Portraits der deutschen Kunst. Auch Dürer schaut, fast starr die Betrachtenden an. Er malt sich mit langen Locken, einem Bart. Die schmale rechte Hand fasst auf Höhe der Brust in den Pelzbesatz des Mantels. Dürer malt sich als Jesus. Ganz bewusst. Von dem Bild *Im Schweiß Tuch der Veronika* hätte er sich inspirieren lassen, heißt es, entsprechend einer Tradition seiner Zeit. Die Zusage der Schöpfungsgeschichte, der Mensch sei ein Ebenbild Gottes, soll sich *zeigen*, und zwar konkret im Gesicht. Ist es Jesus ähnlich, muss es auch Züge Gottes tragen. Diese sichtbare Verbindung habe Dürer als Ansporn

begriffen, sich auch im Handeln an Gottes Sohn ein Beispiel zu nehmen. Ein Mensch solle, schreibt er auf eines seiner Bilder

*Hienieden seinem Meister Christus ähnlich sein.*

Keine andere Religion als das Christentum eröffnet diese Möglichkeit sich im Gesicht des Göttlichen wieder zu finden. Denn für Christinnen und Christen ist der Glaube an Gott in Jesus konkret anschaulich. Nur der Glaube, dass Gott Mensch geworden ist, dass er an einem bestimmten Ort und zu in einer historisch dokumentierten Zeit gelebt hat, lässt Überlegungen zu, wie sein Körper und sein Gesicht ausgesehen haben mögen. Dem Leiden Christi schauen Gläubige in zahlreichen Kirchen direkt ins Gesicht.

Das Christentum hat daher seit jeher Künstler angeregt, die Geschichten der Bibel in unzähligen Bildern und Skulpturen darzustellen. Gott selbst erscheint auch im Alten Testament. Er begegnet Moses auf dem Berg Sinai und diktiert ihm die Zehn Gebote. Moses erkennt ihn – aber nicht als körperlich greifbare Figur, sondern als Wolke, genauer:

*So kam die Wolkensäule hernieder*

Obwohl Gott also keine menschliche Gestalt annimmt, drückt die Bibel im Buch Exodus die Nähe zwischen Moses und Gott als Begegnung ihrer Gesichter aus:

*Der Herr aber redete mit Moses von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann zu einem Freunde redet.* (AT Buch Exodus, 2. Mose 33.11)

Diese Nähe wirkt wiederum in Moses weithin sichtbar nach:

*Als nun Moses vom Berge Sinai herabstieg, hatte er zwei Tafeln des Gesetzes in seiner Hand und wusste nicht, dass die Haut seines Angesichts glänzte, weil er mit Gott gesprochen hatte.*

Der Glanz verschreckt die Israeliten, die am Fuß des Berges auf ihn warten, und Moses – der, wie jeder Mensch, sein eigenes Gesicht nicht wahrnehmen kann, muss andere fragen, was die Menge ängstigt. Als er hört, es sei der Glanz auf seiner Haut, verhüllt er sein Gesicht und erklärt der Menge, was er gehört hat – nichts Geringeres als die Zehn Gebote.

Sich zeigen und wieder verschwinden, sich öffnen und verhüllen: dieses Spiel scheinen Gott und Moses miteinander spielen, insbesondere, wenn von ihren Gesichtern die Rede ist. Gott beschwört das geradezu:

*Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.*

In dem Zusammenhang steht das zweite Gebot.

*Du sollst Dir kein Gottesbildnis machen.*

Neben vielem anderen, ist das auch eine Warnung davor, ein Gesicht – das eigene wie auch das eines anderen, zumal geliebten, Menschen auf *einen* Ausdruck einzuengen, in Gedanken einzufrieren.

Denn neben dem Rätsel, dass man sein eigenes Gesicht nicht im Moment der Bewegung sehen kann, kommt das vollkommene Unvermögen überhaupt nur zu ahnen, wie es sich im Lauf des weiteren Lebens entwickeln wird.

Denn ein Gesicht ändert sich in jeder Situation, in jeder Lebensphase. Es erzählt in seinem Wandel immer auch davon, dass das Leben nicht ganz fassbar, dass es unverfügbar ist.

Dass darin ein großer Reichtum und ein nie völlig zu entschlüsselndes Geheimnis liegen, hat der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski ausgedrückt:

*Es gibt Gesichter, die jedes Mal, wenn sie auftauchen, wieder etwas Neues mitbringen, etwas, das man bis dahin noch nicht bemerkt hat, auch wenn es einem hundertmal begegnet ist.*

\* \* \*

Quelle:

*Hans Belting, Faces, Eine Geschichte des Gesichts, C.H. Beck Verlag*  
*Rembrandt: Selbstportraits*  
*Peter Sloterdijk: Sphären*

Zur Autorin:

Irene Dänzer-Vanotti ist freie Journalistin. Sie interessiert sich vor allem für Lebensgeschichten, für Themen aus den Gebieten Psychologie, Religion, soziale Fragen und Zeitgeschichte